

Natasha Boyd

# MIT DIR KAM DER SOMMER

Roman



.digital

LYX

# 4

Der Frühling, bevor ich achtzehn wurde, verging schnell und unbeschwert.

Bevor ich wusste, wie mir geschah, schmolzen meine beste Freundin und ich auch schon in der klebrigen Hitze des Lowcountry. Alles war einfach, weil ich damals noch keinen Verlust kannte. Furcht, ja. Unbeständigkeit, natürlich. Aber Verlust nicht, noch nicht. Damals sah das Leben aus wie ein Kaleidoskop strahlenden Vergnügens. Pulsierend vor lauter Träumen, Plänen, Hoffnungen und unendlicher Möglichkeiten.

Außerdem waren da noch die Jungs.

Wir standen kurz vor dem Highschool-Abschluss und am Beginn des Rests unseres Lebens.

Dann kam der Sommer.

Und in diesem Sommer verlor ich eine Menge.

Er veränderte mich für immer.

# 5

Ich schob das Paddel meines Kajaks in die Glasfaserhülle und sicherte es. Dann griff ich nach dem von glitschigen grünen Algen überzogenen Tau, mit dem die Catalina Segeljacht heckseitig mit dem Anker auf dem Meeresgrund festgemacht war.

An der der Küste zugewandten Seite zog ich mich an dem großen Boot entlang und vertäute dann mein Kajak. Nur knapp das Gleichgewicht haltend, schaffte ich das knifflige Manöver, von meinem Boot auf die Jacht zu klettern, ohne in das dunkle und salzige Wasser an der Meerenge von Broad Creek zu fallen. Fest in meine Hand gekrallt hielt ich unsere Post. Solange ich denken konnte, wurde sie statt im Briefkasten unserer Wohnung in Captain Woodys Bar deponiert.

Der morgendliche Wind wehte mir den Pferdeschwanz ins Gesicht, und einige Strähnen blieben an dem Cotton Candy Gloss auf meinen Lippen kleben. Hier draußen roch es deutlich besser als in den übel modrigen Sümpfen bei Ebbe, durch die ich vorhin gepaddelt war. Die schimmeligen Segel verströmten allerdings auch einen ziemlich speziellen Geruch. So viel zum Thema Vernachlässigung. Die ehemals weißen Segel waren zu breiten Bündeln aus schmutzigem Stoff zusammengeschnürt, eher schwarz oder eventuell dunkelgrün, und in den Falten stand Regenwasser. Über dem Boot waberte schwüle, salzige Meeresluft, hüllte die einst hochglänzenden Metallteile ein und vernebelte die Fenster der Kabine.

Das Boot meines Dads, er nannte es »sein Mädchen«, auch wenn der wahre Name *All That Jazz* war, galt als eine der verlassenen Jachten in Broad Creek. Es gab einige davon. Sie ankerten weit genug vom Hafen entfernt, um nicht mehr der Aufsicht des Hafenmeisters zu unterstehen, und doch nah genug vor der Küste, sodass es den Anschein hatte, sie dürften dort liegen. Manche waren bewohnt, manche nicht. Wer wusste schon die wahren Gründe, warum die Bootsbesitzer irgendwann dort den Anker geworfen hatten und am nächsten Tag auf Nimmerwiedersehen verschwunden waren? Mein Daddy würde auf die Frage irgendwelche Geschichten zurechtspinnen von Männern, die sich dort vor der Polizei versteckten, von Liebesaffären, Drogenschmugglern und von Leuten, die geankert hatten, um in der Bucht mit den Baby-Delfinen zu schwimmen und sich so in sie verliebt hätten, dass sie nie wieder zu ihren Jachten zurückgekehrt waren.

Ich wusste, wie *All That Jazz* hierhin geraten war. Mein Vater hatte den Anker geworfen und daraufhin Butler Cove, mich und meine Mom für immer verlassen.

Ich langte nach der kalten Metallklinke der Kabinentür und stemmte mich mit ganzem Gewicht gegen die Spuren, die Zeit und Elemente hinterlassen hatten. Dann kletterte ich hinunter ins Cockpit. Als ich den Geruch der muffigen Holzlasur und der Metallteile, die vom Meersalz oxidiert waren, wahrnahm, fühlte es sich an, als käme ich nach Hause. Dieses Gefühl wäre perfekt, wenn nur auch mein Vater da gewesen wäre. Ich schob die

kurzen Vorhänge an den winzigen Bullaugen beiseite, um etwas vom trüben Morgenlicht hineinzulassen. Daraufhin hockte ich mich auf die orangefarbenen Polster der Kabinenbank und griff nach unten. Mühelos erwischte meine Finger sofort den Messingring, mit dem man die Holzklappe im Boden des Boots öffnen konnte, wo sich eine Art Aufbewahrungsraum befand. Ich zog eine alte Schuhschachtel hervor. Rosa Cowgirl Glitter Boots. Größe 31. Ich dachte an den Tag zurück, als ich die Stiefel bekommen hatte. Natürlich befanden sie sich nicht mehr in diesem Karton. Denn ich habe sie damals jeden Tag getragen, so lange, bis sie mir buchstäblich von den Füßen fielen. Als Momma sie dann fortwarf, weinte ich den ganzen Tag. Nein, heute enthält die Schachtel keine Schuhe mehr, sondern meine Hoffnungen und Erinnerungen. In der Schachtel steckte – so fassbar wie nur möglich – die Beziehung zu meinem Vater.

Wirklich bescheuert. Eine Rolle Wertmarken für Karussells, von der wir immer sagten, dass wir sie das nächste Mal verbrauchen würden, wenn wieder einmal der Jahrmarkt in unsere Gegend käme. Der Jahrmarkt kam. Aber wir nicht. Eine indianische Münze an einem Lederband, die ausgezeichnet zu meinen Cowgirl Boots gepasst hatte, und die mir Daddy von einer Reise nach Utah mitgebracht hatte, wo er Indianerstämme fotografiert hatte. Aber Momma erlaubte nie, dass ich irgendetwas um meinen Hals trug. Ein paar alberne Zettel und Postkarten, die genauso verblasst waren wie die Erlebnisse, an die sie mich erinnern sollten. Jede Menge Postkarten. Davon hatte ich so viele, dass sie kaum in die Schachtel passten. Kairo, Kuala Lumpur, Sydney, Bombay, Bagdad, London ... Der Stapel war riesig. Und ich habe jede einzelne aufgehoben.

Das war eine Art Ritual von mir. Wenn ich erst so spät wie möglich nach der Post schaute, konnte ich Zeit schinden, bis mich die Enttäuschung traf, wieder einmal nichts von meinem Dad gehört zu haben. Ich benahm mich wie ein Junkie. Die meisten Leute würden einfach damit aufhören, aufhören nach der Post zu sehen, aufhören zu warten, aufhören zu hoffen. Aber nicht ich. Jedes Mal war die Hoffnung frisch. Und jedes Mal, wenn keine Nachricht von ihm da war, traf mich der Schmerz tief. Wenn meine Mom wüsste, dass ich immer noch so empfand, hätte sie das Ganze schon vor langer Zeit im Keim erstickt. Sie hätte jedem im *Woodys* verboten, mir die Post auszuhändigen. Sie hätte irgendetwas dagegen unternommen.

Bedächtig legte ich einen Umschlag nach dem anderen zur Seite. Ein Angebot für ein neues Festnetz. Eine Gutscheinkarte für einen Waschsalon. Eine Kreditkartenabrechnung für Einkäufe in einem Kaufhaus in Bluffton, die meine Mom niemals im Leben bezahlen konnte. Noch mehr Werbung. Aber keine Post für mich. Enttäuscht schluckte ich, räumte den Stapel Post fort und holte eine unbeschriebene Postkarte hervor, die ich in einem Laden am Hafen gekauft hatte. Das Bild auf der Vorderseite zeigte einen kämpfenden Alligator mit offenem Maul und verdrehtem Hals, sodass er direkt in die Kamera schaute. Darunter stand in grellgelben Buchstaben: »Man sieht sich!«. Ich drehte die Karte um und klickte auf meinen Kugelschreiber.

*David Fraser*  
*c/o The Colony Apartments*  
*42 1/2 West Congress Avenue*

New York, NY 10 021

*Pops/Dad/Daddy/Papa/David,*

*was meinst du, wie sollte dich deine beinahe 18-jährige Tochter mittlerweile nennen? Seit vergangenem Jahr habe ich nichts von dir gehört (ja, ich zähle die Monate) und so langsam bringst du mich zum Ausflippen. Ich will gar nicht erst davon anfangen, wie lange es her ist, dass wir uns gesehen haben. Ich finde, ich bin alt genug, um dich David zu nennen, was sagst du dazu? Kannst du überhaupt ein Dad sein, wenn du dich nie blicken lässt? Moment! Ich meine das nicht wirklich so. Aber ich werde den Satz auch nicht durchstreichen, weil du zumindest mal ein wenig darüber nachdenken solltest. Ich habe ohne dich mein College ausgesucht. Erinnerst du dich daran, wie wir darüber sprachen, das gemeinsam machen zu wollen? Na ja, die Zeit macht vor niemandem halt, was? Ich verrate dir, wofür ich mich entschieden habe, wenn du mir zurückschreibst. Dann könnte ich dir auch verraten, dass ich plane, meine Jungfräulichkeit zu verlieren ...*

Auf der Postkarte war kein Platz mehr, um weiterzuschreiben. Also suchte ich in der Schuhschachtel nach dem Briefpapier, das mir Keri Anns Nana mal geschenkt hatte. Dann schrieb ich die Adresse meines Vaters erneut, diesmal auf einen Briefumschlag, und faltete einen der Briefbogen auf.

*... Fortsetzung der Postkarte: Wie gesagt, ich könnte dir auch schreiben, dass ich plane, diesen Sommer meine Jungfräulichkeit zu verlieren. Entsetzt, dass ich dir das mitteile? Gut. Also, falls du auch dazu irgendetwas sagen willst, schlage ich vor, dass du mir bald antwortest. Ich halte mich immer noch an der Hoffnung fest, dass du, wie du es versprochen hast, zu meinem Geburtstag kommst. Davon habe ich Momma nichts erzählt, sonst würde sie mir gewaltig die Laune verderben. Sie hasst es, wenn ich mir zu viel von dir erhoffe. Schnelles Update: Keri Ann ist immer noch meine beste Freundin. Dirty Harry schmeißt immer noch die Bar im Woodys. Woody ist immer noch Woody. Ich schleiche mich immer noch lieber zur Terrassentür meines Zimmers hinaus als durch die Haustür. Momma hat immer noch zwei Jobs. Bald wird sie einen neuen im Krankenhaus annehmen. In ein paar Wochen werde ich für immer (für immer, für immer!) die Highschool beenden. Ich schreibe dir von deinem Boot aus, denn es ist immer noch da. Allerdings habe ich gehört, wie die Leute bei Woodys darüber sprachen, dass die Behörden überlegen, die verlassenen Boote von hier wegzuschleppen. Wenn das wirklich passiert, werde ich eine Demonstration dagegen organisieren. Mach dir keine Sorgen. Ich werde nicht zulassen, dass sie dein Boot fortbringen. Deins ist übrigens nicht das einzige. Was für ein Problem haben die Behörden eigentlich damit?*

*Okay – ich glaube, ich habe meinen zusätzlichen Platz gut genutzt. Ich hab dich lieb, Dad. Ich vermisse dich. Doch das weißt du ja. Es reicht wahrscheinlich nicht als Grund, aber kannst du nicht einfach trotzdem zurückkommen?*

*In Liebe, Jazzy Bärchen*

Ich hielt kurz inne und fügte dann hinzu:

*Jessica.*

Ich war schon zu alt für Kosenamen.

Verdammt. Deprimierend. Schnell faltete ich den Briefbogen und stopfte ihn zusammen mit der Postkarte in den Umschlag. Dann leckte ich die Klebefläche an, schloss das Kuvert und suchte nach einer Briefmarke. Als ich sie aufklebte, dachte ich an all die Briefe, die ich nicht abgeschickt hatte. Die, die ein bisschen zu sehr ... nicht ich waren. Ich war ein optimistischer, fröhlicher Mensch. Und ich hasste es, mich niedergeschlagen zu fühlen. Ich weigerte mich, deprimiert zu sein. Wenn ich mich im Schmerz suhlte, langweilte mich das meist ziemlich bald. Es gelang mir, die Briefe und Postkarten, die ich in solch einer Stimmung geschrieben hatte, nicht abzusenden. Ich meine, würde wohl ein berühmter, preisgekrönter Fotojournalist die Abenteuer des großen Lebens aufgeben, um zurück in eine Kleinstadt an der Küste von Carolina zu kommen? Zurück zu einer Frau, die er nicht liebte, und zu einem traurigen, weinerlichen Kind, das er unabsichtlich mit dieser Frau gezeugt hat?

Konnte ich mir nicht vorstellen.

»Jazz?«, rief plötzlich eine männliche Stimme.

Rasch stopfte ich alles wieder in die Schuhschachtel und räumte sie unter die Sitzbank. Ich runzelte die Stirn. War das Joeys Stimme?

Meinen gerade geschriebenen Brief schob ich unter die Post, die ich heute mit an Bord gebracht hatte. Ich räusperte mich, als ich die unverkennbaren Geräusche wahrnahm, mit denen jemand ein Kajak neben meinem festmachte. Das hohle und dumpfe Anstoßen der Schiffsrumpfe, gefolgt vom heftigen Laut aneinanderschleifender Bootswände.

Ich biss die Zähne zusammen, als ich merkte, wie mein Herz raste. Eigentlich hatte ich vorgehabt, hier eine Weile zu bleiben und vielleicht ein paar von den alten Duke-Ellington-Schallplatten zu hören. Im Aufstehen strich ich mein Shirt glatt und blickte in den kleinen, fleckigen Spiegel gegenüber. Egal. Ich fuhr mir mit den Händen über mein blondes Haar, das ich mir aus dem Gesicht gebunden hatte, wie immer, wenn ich mit dem Kajak unterwegs war.

»Jazz«, rief er wieder und grunzte, während er sich mutmaßlich an Bord hievte.

Ich bemühte mich um einen freundlichen Ton. »Ja? Ich komme schon.« Ich nahm den Stapel Post. Dann reckte ich den Kopf zur Tür heraus, griff nach der Reling, und mit einem schnellen Satz stand ich im hellen Morgenlicht und betrachtete blinzelnd Joseph Butler in seinen dunklen Badeshorts und einem weißen, eng anliegenden Under-Armor-Shirt. Die Morgensonne schien genau über seine linke Schulter. Die dunkelblonden Haare waren ungekämmt und vom Wind völlig zerzaust.

»Hi«, sagte er belustigt grinsend. »Wie geht's?«

»Du trägst einen Heiligenschein«, murmelte ich stirnrunzelnd. »Und ich für meinen Teil weiß, dass das nicht richtig ist. Geh also aus der Sonne, Kelly Slater.«

»Hmmm. Du nennst mich also einen Surf-Gott. Damit kann ich leben. Danke.«